

Nr. 138. Bromberg, den 28. Juli 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(8. Fortsetzung.)

„Glückliche Reise, ehrwürdiger Herr. Seht Euch nur in Magdeburg vor, daß die Franzosen echt sind. Kaufleute und Goldsticker betrügen gern."

„Ich habe seitdem anders gedacht. Das Jungfrauenkloster unserer lieben Frauen bei Spandow ist schlecht ausgestattet. Wenn wir unser liebes Fräulein Agnes dahin brächten und zu Ehren der heiligen Agnes einen Altar stifteten, würde das ein gefälliger Dienst sein sowohl für die Heilige, da wir eine gnädige Fürsprecherin im Himmel gewönnen, als auch für die Familie. Die Arnims, die Bardeleben, die Jagows, auch die Kerkows haben da großen Einfluß, die Bredows zurzeit nur geringen. Und Eure Vettern in Friesack rühren sich für uns, wie Ihr am besten wißt, nicht viel. Ein kleiner, mäßiger Altar nur; ich habe es so überschlagen, Silberstickerei, ein Kruzifix von Messing, die heilige Agnes kann ein Maler konterfein, der bei uns im Schuldturm sitzt; der arme Schlucker ist mit wenigem zufrieden. Es sind ja überall schlimme Zeiten. Aber meine gnädige Frau gibt mir zu; wenn wir unsere Agnes mal als Äbtissin sehen wollen, müssen wir etwas tun." Die Hausfrau hob die Hände und zeigte ihre zehn Finger dem Dechanten: „Nun ist's genug. Ich soll das sündige Spielgeld teilen, damit ich schweige! Mein Kind soll ich damit ausstatten! Die heilige Agnes mag nehmen, was sie verantworten kann, denn sie ist eine Heilige und weiß es besser als ich; aber meine Agnes soll Äbtissin werden durch deinen Würfelraub! Und wenn sie dienende Magd ihr Lebtag bliebe, sie soll lieber Pförtnerin, Küchenschwester, Scheuermagd bleiben, als durch das Teufelsgeld Äbtissin. Herr Dechant, wenn Ihr nicht mein Beichtvater wäret und wir alte Freunde! So spricht die Schlange. Mir das! Seht Euch ja nicht um, mäuschenstill; er steht hinter Euch, der Verführer, riesengroß. Der Menschenfeind spricht aus Euern Lippen, und Ihr wißt es vielleicht selber nicht. 's ist doch ein Jammer, daß der Verderber selbst Macht hat über die Geweihten des Herrn. Wo soll denn ein sündiges Menschenkind sich Trostes holen.

„Bleibt still stehen", rief sie ihm nach, als er ihr folgen wollte. „Für die Nacht graut mich vor Euch. Morgen früh — nun morgen früh ist ein anderer Tag; wir haben's vielleicht beide vergessen und halten's für einen Traum. Das wäre das Beste."

Zur ebenen Erde sah es derweil wüst aus. Der Becher, den der Gast dem Dechanten nach dem letzten Wurfe an den Kopf geworfen, rollte noch auf der Diele. Die Würfel lagen zerstreut, und keiner schien Lust zu haben sie aufzulangen. Der Herr von Lindenberg aber ging erhitzt im Zimmer auf und ab, bis er sich auf den Lehnstuhl des alten Götze warf. Den gespornten Fuß legte er auf die Bank und stützte den Kopf auf den Ellbogen. Peter Melchior saß am Tisch in ähnlicher Stellung; die beiden Junker, Hans Jürgen und Hans Jochem, standen an der Wand.

„Ich hab's gesagt, hütet Euch vor dem Pfaffen", sprach Peter Melchior. „Was in des Pfaffen Sack kommt, ist verloren. Jeden anderen kann man kitzeln, aber die tote Hand gibt nichts wieder 'raus."

„Eine verfluchte Geschichte!" brummte der Gast. „Wiederhaben muß ich's. Seine Kurfürstlichen Gnaden gaben mir auf der Jagd ihren Beutel, um bei der Rückkehr die Almosen auszuwerfen."

„Die Glatzen sind arme Leute!" sagte höhnisch der andere. „Daß der alte Götz grad' heut' schlafen muß."

Peter Melchior lachte: „Sein Korn ist noch nicht verkauft."

„Mein's schon auf dem Halm, und das Geld zum Schornstein hinaus", fiel der Gast ein. „Ist hier keiner in der Nähe? Der Stechow hat nichts, der Holzendorf auch nicht; der Arnim gibt nichts 'raus. Ist kein Jude herum? Nur bis morgen, bis übermorgen soll's, der Kurfürst ist darin ängstlich wie eine alte Jungfer um ihren Ruf."

Es fand sich kein Jude, kein reicher Mann.

„Blitz!" rief der Junker Peter Melchior. „Der Krämer Hedderich! Hätten wir den nicht gehen lassen. Der konnte die Ehre haben, für einen Edelmann ein paar Tropfen zu lassen. Und der Mann ist's wert. Als ich so ein bißchen in die Kisten und Kasten hineinfühlte, klimperte einer sehr verdächtig."

Der Herr von Lindenberg spitzte die Ohren und fragte weiter, etwa wie ein Mautbeamter, welcher einem Schleichhändler auf der Spur ist, der ihm zum Schabernack die Grenze passiert hat. Und die beiden Junker wurden ins Gespräch gezogen und wie Zeugen vernommen.

„Hedderich!" Der Gast strich sich über die Stirn. „Den Henker auch, wer kann denn alle Namen behalten. Wo zog er des Weges."

„Sprach, daß er wollte nach Kölln an der Spree."

„Was wollte er in Kölln?"

„Deucht mich", sagte Hans Jochem, „wenn ich recht gehört, eine Restzahlung im Schlosse einkassieren."

„Waren Grauschimmel vor seinem Karren?"

Die anderen bejahten es.

„'s ist richtig!" sprach der Herr von Lindenberg, sich auf die Lenden schlagend. „Dacht ich mir's doch gleich. So pfiffig sind die Spitzbuben. Wißt, der Kerl, der zerloddert aussieht wie ein Lazarus aus dem Pracherland, unter seinen Lumpen und Bändern für Bauerndirnen und Stallmägde, führt Wollenzeuge, wie man sie zu Land nicht sieht. Aus Böhmen und Wien her kriegt er sie von den Türken, gewebte, bunte Tücher aus Indien und Schmarkand. Die führt er an den Höfen umher; Fürsten nur können so was kaufen. In Saarmund am Zoll trafen wir auf ihn. Hatte da auspacken müssen, Seine Gnaden sah es, und kaufte ein gut Stück von den Decken und Tüchern für seine Verlobung, und, wie er ist, zahlt er sogleich den halben Kaufschilling; oh, es waren an die zwanzig Mark, die der Kerl einsteckte. Den Rest sollte er sich im Schloß zu Kölln holen. Ewald Köckeritz und die drei Lüderitze fragten ihn, wann er nach Berlin käme, sich das Geld holen? Solches Volk riecht aber gleich Lunte, und er band ihnen ein Märlein auf, daß er über Ziesar nach Magdeburg wolle unterm Geleit des Erzbischofs. Dann glaube ich über Havelberg nach Stettin und auf dem Rückwege erst nach Kölln. Trau' du dem Pack! Das ist nun verloren."

„Die Lüderitz und der Ewald treiben's auch zu dreist", fiel Peter Melchior ein. „Ihr wißt ja, wie die Krämer beten:

„Behüt' uns, lieber Herre Gott,
Vor Köckeritze, Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenblitze!"

Der Gast warf ihm einen strengen Blick zu: „Zügle deine Zunge, auch die Wände haben Ohren."

Aber Peter Melchior sah die Jungen an: „Duldet ihr das! Ihr seid adlig Blut."

„Wer zweifelt daran!" sprach der Fremde und reichte

Hans Jürgen die Hand. „Aber man kann nicht vorsichtig genug sein.“

„Er ist ja nicht sein Vater, Hans Cicero, der die Weisheit mit Löffeln fraß und aus den Schmachtriemen um den Bauch schnallte.“

„Wißt ihr's, was er wird!“ sprach ernst der Gast und winkte ihnen, sich ihm näher zu setzen. Das Gespräch ward leiser fortgeführt.

„Ihr seid junge Leute“, sprach er zu Hans Jürgen und Hans Jochem, „aber vor euch steht ein schlimmes, trübes Leben, wenn — wenn es nicht besser wird.“

„Ein klein' Vergnügen fällt doch wohl ab dann und wann“, lächelte Peter Melchior.

„Nicht, wenn ihr's so anfangt wie jetzt, nicht, wenn ihr nicht klüger werdet. Ich sag's euch, die Mark wird werden ein Hundestall, nicht für den Adel, die Edelleute sind die Hunde drin. Die Fürsten, die Pfaffen, die Gelehrten, Himmel und Hölle, ich glaube gar, das Bürgerpack wird das Regiment führen und die Peitsche.“

„'s klingt sonderbar, wenn der Herr von Lindenberg so spricht, unseres Kurfürsten Liebling und Rat.“

„Ich bin ein Edelmann, ein Ritter, meine Freiheit ist mir lieber als alles“ — er schlug sich an die Brust — „weiß Gott, dafür wach' ich, denk' ich, träum' ich, aber mit Holzblöcken verkehren müssen! Diese Köckeritze, Itzenblitze, Krachte, statt zu helfen, verderben sie's. So richtet man's nicht aus, so arbeitet man nicht für die Zukunft. Es ist so viel verdorben seit der Segen aus Nürnberg ins Land geschneit kam, hundert Jahre haben sie an unseren Rechten gefeilt und gebohrt, unsere Festen sind gefallen, der Block und die Verließe haben unsere Wackersten hingerafft, und nun meinen die Dummköpfe, weil er ein Knabe ist, können sie ihm auf der Nase herumspielen. Mit solchen einfältigen Neckereien, solchen Strauchdiebereien ist's nicht getan. Mit 'nem Laternenpfahl gebt ihr ihm einen Wink, und glaubt mir nur, er ist nicht auf den Kopf gefallen, er versteht ihn.“

Aber der Junker Peter Melchior schien den Redner nicht zu verstehen. „Sie werden ihn schon allgemach lehren, daß die Straßen von alters unser sind.“

„Auf die Art gewiß nicht. Ihrer Zeit taten die Putlitz, die Quitzow, die Bredow, meinethalben alle, taten was sie konnten, und es mag nicht ihre Schuld sein, daß wir keinen zweiten Kremmer Damm hatten. Wir aber zerfielen in uns, wir hielten nicht zueinander. Seht in Schwaben, in Franken, am Rhein, dort waren sie klüger, sie taten sich zusammen in Bündnisse, in Orden. Es ist eine Masse von Männern, Rittern, Burgen, an denen die Fürsten ihre Zähne probieren können, und mancher brach schon dabei.“

„Wir haben keine Berge und Felsen, unsere Burgen stehen in Sand und Sumpf.“

„Darum hätten wir . . . Doch das Getane läßt sich nicht ändern. Jener erste stolze Friedrich, jener andere mit den eisernen Zähnen, auch Albrecht, der nur als Landvogt zu uns kam, um seine Achillesfersen fühlen zu lassen, haben es nicht getan. Die betrachteten uns noch als ein fremdes Land, das sie zügelten und preßten. Wenn ihnen nicht mehr heimisch drin war, zogen sie in ihre fränkischen Berge, dann atmeten unsere Väter wieder auf, sie blieben frei. Aber der bleiche Johannes, den die Gelehrten Cicero schalten, hat uns die Daumschrauben angelegt. Er blieb kein Franke, er ward ein Märker, er lernte unsere Schwächen kennen, und das machte ihn fest.“

„Die fünfzehn Schlösser, die er schon als Kurprinz brach! Es war eine schlimme Zeit, Herr von Lindenberg.“

„Und sie wird noch schlimmer werden unter seinem Sohne. Ihr denkt, er ist ein Knabe, aber ich sage Euch, in einem Jahre kann er ein Mann sein. Ihr denkt, er spielt mit Büchern, aber seine Gedanken fliegen weit bis ins Blaue. Wenn wir nicht zusammenstehen, wenn wir nicht die Klugheit aus den Grüften beschwören, wenn wir nicht schlau sind wie die Schlangen, so ist's um uns geschehen. Seine Vorfahren ließen Ritter und Familien kommen aus Franken und dem Reiche. Unsere Väter zwickten sie wieder fort, oder sie wurden durch Heiraten eines Blutes mit uns. Er aber nicht Menschen von Fleisch und Blut, er zitiert Geister, Gespenster. Wer jagt die aus dem Lande. Einbürgern möchte er die ganze lateinische Weisheit von tausend Jahren, Gelehrte, Pfaffen, die Kirche, eine Universität gar! Es ist gar nichts, was gewesen ist und anderswo ist, was er nicht aufstellen möchte und probieren. Gesetzbücher sollen gemacht werden, deutsch und lateinisch, Kollegien eingerichtet, zum Regieren, zum Besteuern, zur Oberaufsicht, unsere Sitten sollen verfeinert werden. Ein Spinngewebe von feinen Drahtfäden möchte er über Land ziehen, daß kein Huhn weiter aufflattern kann, als er will.“

„Herr von Lindenberg“, sagte Peter Melchior, „ich glaube, Ihr selbst seht Gespenster. Wie alt ist er denn?“

„Ihr mögt recht haben. Aber der Kopf wird mir bisweilen warm, wenn ich ihn so schwatzen höre, und der Dunst aus dem Griechischen und Lateinischen mir wie ein Alp auf die Brust fällt. Da sehe ich denn nur trüb vor mir. Denn dies Nürnberger Burggrafenblut, das alles besser wissen will, alles besser einrichten, klüger sein, frommer, es sprudelt und spukt in einem wie in dem andern.“

„Auf den Landtagen muß er's doch manchmal hören!“

„Hört er darauf! Das ist eitel Geschwätz. Wenn wir uns helfen wollen, müssen wir's anders anfangen.“

„Daß das Land uns gehört, beweise es ihm einer.“

„Wer zu viel auf einmal will, erreicht nichts. Ich tadle nicht die Köckeritze, die Lüderitze, keinen von ihnen allen, aber sie schlagen zu plump und grob darauf. Warum auf der Straße liegen und den ersten besten werfen? Das gibt immer Geschrei und böses Blut. Preßt doch ein wenig euer Hirn, schlagt eure alten Pergamente nach, Verträge, Urkunden, Schenkungen, Gewohnheiten. Darauf trotzt! Mit Art und Manier zugegriffen, daß sie euch nicht Strauchdiebe und Wegelagerer schelten dürfen. Himmel und Hölle, hast du nicht ein Recht, oder wenn du nicht, hatten's deine Väter nicht, haben sie's nicht einmal geübt, daß der Krämer dort seine Waren auslud, daß er in jenem Kruge trinken mußte, daß der Schiffer dort anlegte, daß die Wallfahrer da singen mußten. Strengtet ihr alle, strengten wir alle unseren Grips an, da kämen Rechte zusammen wie Sand am Meere, und zweifelt ihr dran, daß sie übertreten werden? Da zugeschlagen, da euch in Besitz gesetzt, und wenn die Kerle schreien, wir schreien wieder! Wenn der ganze Adel zugleich den Mund auftäte, was müßte das für ein Geschrei geben. Wenn ihr klug wäret, nähmt ihr Pfaffen, Gelehrte dazu — es gibt überall solche Gesellen von der Feder, die euch für eine Bratwurst aus dem verräucherten Pergament beweisen, was ihr bewiesen haben wollt. Da denn gepocht, ihm das Gewissen heiß gemacht. Solche verräucherten Scharteken mit alten Satzungen und Gerechtigkeiten sind ihm ein Spielzeug; er dünkt sich was darauf, sie zu schützen und zu bewahren. Das Eisen geschmiedet, solange es warm ist. Hier hilft uns seine Jugend. Er muß nicht zur Ruhe kommen vor lauter Klagen und Beschwerden. Er muß so eingeheizt werden, daß er nicht aus und ein weiß, daß er links und rechts ausschlägt. In der Wut schlägt man falsch; das gibt uns immer neue Waffen. Am Ende verwirrt, gescholten, mißverstanden, läßt er alles gehen, wie es ist, und mehr brauchen wir nicht. Dann ist das Regiment wieder in unseren Händen, wie es sein müßte von Gott und Rechts wegen in der Mark Brandenburg.“

Der Herr von Lindenberg war aufgestanden und tat einen vollen Zug aus der Kanne. Peter Melchior kraute sich den Kopf und schielte nach dem Redner und den beiden andern. „Donnerwetter!“ schmunzelte seine Zunge, als schwelgte seine Einbildungskraft in Zuständen, die nur in der Märchenwelt Wahrheit sind.

„Ach, ihr seid alle zu träge“, fuhr der Redner fort. „Ihr schickt euch nicht in die Zeit, ihr lernt nichts von der Zeit. Wozu hat euch Gott ein Maul gegeben, daß ihr andere klagen laßt! Wo soll er Respekt bekommen vor dem Adel. Ich allein kann nicht alles einfädeln, die Zunge wird mir trocken, der Rücken krumm und steif zugleich. Statt daß ich angreifen dürfte, wenn ich euch hinter mir habe, muß ich in einem fort euch entschuldigen. Da geht dem besten Mann der Mut aus: und ein Höllendienst ist's, der Hofdienst, bei solchem! Wünschte, ich wäre auch, wie der Wilkin Lüderitz, verfemt; da könnte ich mich einmal erholen.“

„Schade“, sagte Peter Melchior.

„Was?“

„Ich meine den Hedderich! Es muß eine Lust sein, solch ein fettes Schwein in den Graben zu werfen.“

„Um diese Jungen tut's mir leid“, fuhr der Gast, auf und ab gehend, fort. „An uns Alten ist nichts mehr gelegen, wir nehmen unsere Schande mit ins Grab. Aber der Aufwuchs, was soll daraus werden! Wo sollen sie ihre Sporen verdienen? Turniere kommen ab, Fehden gibt's nicht mehr, wenn man nicht für einen Fürsten oder gegen die Türken seinen Leib zerhacken läßt. Absagen soll keiner mehr dem andern. Die goldene Zeit bricht an für die Feigheit; die Federfüchse werden Helden werden. Und das nennen sie Recht und Gerechtigkeit! Wo sollen die Jungen fühlen lernen, daß sie frei sind, daß adlig Blut in ihren Adern fließt! Nicht mal 'nen Zeitvertreib gönnt man ihnen. — Wo zog der Hedderich hin?“

„Nach Brandenburg“, sprach rasch Hans Jochem. „Er hatte zween alte Gäule, die ziehen im Sande nicht schnell.“

„Hört das junge Füllen. Möchte durch den Stall brechen auf die Nachtweide“, lachte Peter Melchior.

„Was seht Ihr mich an?“ fragte der Gast.

„Ich meinte nur, Herr von Lindenberg —“

„Pst! Keinen Namen.“

„Probieren wir's? 'nen Spaß. Nur daß die Jungen nicht aus der Art schlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe Wilhelm Raabes an seinen Bruder Heinrich.

Von Dr. Constantin Bauer-Wolfenbüttel.

Bisher sind von Briefen Wilhelm Raabes verhältnismäßig wenige in der weiteren Öffentlichkeit bekannt geworden, und der Wunsch der Freunde des Dichters, den wertvollsten und interessantesten Briefwechsel, den mit Wilhelm Jensen, kennen zu lernen, wird wohl erst im Herbst d. J. erfüllt werden können, wenn die Sichtung und Abschrift der Briefe abgeschlossen und der Druck beendet ist.

Unter den sonst noch unbekannten Briefen Raabes verdienen diejenigen an seinen Bruder Heinrich besonderes Interesse, weil sie den Menschen Raabe in ungezwungenem Gedankenaustausch zeigen, vielfach Streiflichter auf zeitgenössische Verhältnisse werfen und mitunter tiefen Einblick in des Dichters Schaffensweise gewähren.

Zwischen Wilhelm und seinem im Juni 1924 achtzigjährig als Oberamtsrichter in Braunschweig verstorbenen Bruder bestand stets ein herzliches Einvernehmen. Gemeinsame Erinnerungen an stille, aber frohe und von der sorgenden Liebe der Mutter überstrahlte Jugendjahre verbanden die Brüder, und die spätere räumliche Trennung wurde durch regen, schriftlichen Gedankenaustausch überbrückt. Heinrich Raabe tritt zuerst als Briefempfänger auf, als er im Jahre 1866 das Haus der Mutter in Wolfenbüttel verlassen hatte und als Assessor nach Blankenburg übergesiedelt war. Die Briefe unseres Dichters beginnen in Stuttgart, wo er nach seiner Verheiratung im Jahre 1862 Wohnsitz genommen hatte, und werden nach seiner Rückkehr nach Braunschweig im Jahre 1870 regelmäßig fortgesetzt. Sie tragen im wesentlichen familiären Charakter und legen damit ein schönes Zeugnis für Raabes Familiensinn ab. Eingehend berichtet er stets vom Wohlergehen der Seinen, gedenkt der Geburtstage und Feste des Jahres, erzählt von Reisen, Freundesbesuch und den kleinen Ereignissen des Tages. Wie er aber selbst unbedeutenden Begebenheiten durch seine humorvolle Darstellung ein besonderes Gepräge zu geben weiß, mag folgender Brief zeigen:

Braunschweig, 20. Mai 1871.

Lieber Bruder!

Daß wir von Eurer freundlichen Einladung, Euch Pfingsten mit Kind und Kegel zu besuchen, freudig Gebrauch machen würden, kannst Du sicher glauben. Aber ich war mit dem Operngucker auf dem Windmühlenberge und habe mir Eure Höhen angesehen. Heinrich, mir graut vor ihnen!

Vorgestern hat es auch hier geschneit, und wir lassen das Feuer im Ofen den ganzen Tag nicht ausgehen. Dem „Feste der Freude" ist überhaupt sehr selten zu trauen, und in diesem kühlen Maien gar nicht! Außerdem kenne ich Euer Wetter — Euer Sommerwetter — von drangsalvollen Juli-Winter-Tagen und -Wochen in Hüttenrode her. Heinrich, es ist besser, daß wir es erst etwas wärmer werden lassen.

Die herzoglich-braunschweigische Regierung — — eben werde ich durch Bertha abgerufen: „Im Garten ist ein toller Hund!" — Große Aufregung! — Nachbar Grabbe geholt, kommt mit der Büchse — alle Kinder ins Haus!... Waschküche, sämmtliche Gartenhecken und -zäune lebendig. Nachbar Grabbe als Sachverständiger sagt: „Doll is er nich, aber er hat den Jammer!"... Bumms!! auch dem Jammer ist ein Ende gemacht, und Nachbar Grabbe sagt auf die Frage: „Wem mag er denn gehört haben?" mit siegreichem Lächeln: „Nur nich viel fragen!"

Nachdem sich der Pulverdampf verzogen hat, benutze ich den dramatischen Schluß, um mich Dir, lieber Bruder, und Deiner Louise bestens zu empfehlen."

Während in diesem Briefe der schelmische Beobachter heiterer Vorgänge, der in so manchem seiner Werke hervortritt, unschwer wieder zu erkennen ist, zeugt ein anderer Brief von einer Feinheit des Empfindens und Tiefe des Gefühls, wie sie nur großen, edlen Menschen zu eigen sind. Er ist an seine Schwester Emilie nach dem Tode der geliebten Mutter gerichtet und läßt noch einmal das Bild der Verewigten in wundervollen Farben erstehen:

„Trotz ihrem hohen Alter ist die Mutter in aller Fülle ihrer geistigen Frische und Liebenswürdigkeit von uns gegangen. Je mehr ich über ihr Sein und Wesen denke, desto klarer wird es mir, daß sie uns nicht alt in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes werden durfte und konnte. Das wäre ihr selber das Schrecklichste gewesen, und sie hat auch stets mit Unbehagen davon gesprochen. Nun aber bleibt sie lebendig mit ihrem klaren Auge, ihrem unendlich feinen Gefühl für alles Leben um sie her, mit ihrer Güte und ihrem merkwürdigen Weltverständnis und tiefen Schönheitssinn. Ich kann mir alle Leute, die ich kenne, durch Alter und Krankheit geistig hinfällig geworden vorstellen, aber die Mutter nicht. Zu einem höheren und schöneren Eindruck auf seine Umgebung kann es kein Mensch bringen!"

Über sein Schaffen spricht sich Raabe auch in den Briefen an seinen Bruder nur selten und wenig aus, wie er sich ja überhaupt fast nie über Entstehung und Fortgang seines Werkes äußerte; selbst seine nächsten Angehörigen erfuhren mitunter den Titel eines neuen Buches erst nach der Drucklegung. Bezeichnend in dieser Hinsicht sind z. B. die wenigen Stellen in den sonst ziemlich umfangreichen Briefen an den Bruder, die den „Schüdderump" betreffen: Am 21. August 1869 schreibt Raabe: „Ich habe mein neues Buch, den „Schüdderump", für 15000 Reichsthaler an Westermann verkauft", am 1. Januar 1870: „Ich korrigiere den „Schüdderump". Im März hoffe ich Euch ein Exemplar schicken zu können" und am 21. März desselben Jahres: „Lieber Bruder! Hier hast Du den „Schüdderump", und ich wünsche Dir viel Vergnügen dazu. Eigentlich sollte ich Dir das Buch erst zu Deinem Geburtstage schicken; allein Du nimmst meine Gratulation vielleicht auch einige Wochen eher an." Das ist alles, was Raabe dem Bruder über dieses Werk zu sagen hat, das zu seinen großartigsten und erschütterndsten Dichtungen gehört!

Die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Deutschland hat Raabe stets mit starker innerer Anteilnahme und durchaus selbständigem Urteil verfolgt: er war keineswegs der weltabgewandte Träumer, als den man ihn mitunter hingestellt hat. Oft geißelt er, auch in seinen Briefen, mit scharfer Feder partikularistische Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit. Vor allem war er öffentlichen Feiern mit Aufzügen, Festreden und Volkstrubel abhold. Als daher Bruder Heinrich ihn gebeten, zum Festzuge beim 50jährigen Regierungsjubiläum Herzogs Wilhelm von Braunschweig am 25. April 1881 Fensterplätze zu besorgen, schreibt er ihm:

„Ich habe uns zwei Fenster gemietet, am Bruchtor Nr. 9, meines Erachtens der günstigste Punkt; aber — tu l' as voulu! — à 30 Mark jedes. Zur Linken hast Du den ganzen Bankplatz mit den merkantilen Gretchens, d. h. den Töchtern der haute finance, und „Wilhelms Bekränzung" durch dieselben. Den Zug hast Du mit Deiner Familie dicht unter der Nase vorbei bis auf den letzten Schwanz, denn an dieser Stelle hat sich alles angeschlossen. Großartig wird die Geschichte; schade, daß Ihr nicht jetzt die allgemeine Entwicklung zum Erhabenen aus Latten, Stroh und Kalk stufenweise genießen könnt!"

Köstlich ist dann der Rückblick auf die Feier und den Nachklang im Kreise der „Kleiderseller", d. h. jener geselligen Vereinigung „menschlicher Menschen", wie sie Raabe einmal genannt hat, deren Mittelpunkt der Dichter bis zu seinem Tode war.

„Ich erfuhr zuerst von Emilie im einzelnen, was Ihr armen Leute in jener greuligen Jubelnacht noch erfahren habt. Nun habe ich heute morgen im herzoglich braunschweigischen Intelligenzblatt ein von Dir am 30. v. M. erlassenes Proklama mit Entzücken gesehen, und das gab mir zuerst die Gewißheit, daß auch von Dir noch etwas mehr als ein zermürbtes, breiartiges Etwas von Fleisch und Knochen übrig ist. Ist das nun ein Trost, daß es ungezählten Tausenden nicht anders und besser wie Euch und uns ergangen ist? Ist das ein Trost, daß augenblicklich der Katzenjammer entsetzlich ist und sogar, wie jedermann behauptet, „immer noch mehr kommt"? Am ersten Kleidersellerabend nach dem furchtbaren Vergnügen machte ich den Vorschlag: wer nur das Wort Jubiläum, ja nur den Buchstaben J ausspreche, wer mit der allerweitesten Umschreibung auf etwas, was damit zusammenhinge, hindeute, habe unwiderruflich 50 Reichspfennige für einen wohltätigen Zweck niederzulegen. Gegen Mittwoch hatten wir zwar 10 Mark zusammen, aber das Mittel hatte doch geholfen — diese Sache war erledigt —, bei den wirklichen Menschen Braunschweigs war nimmermehr die Rede von dem 25. April 1881. Wir haben uns wiedergefunden, und als der einzig richtige, wohltätige Zweck für die 10 Mark wurde eine baldmöglichste Auslüftung auf möglichst freiem Bergesgipfel zur Abstimmung gebracht. Wir haben abgestimmt, und am ersten warmen Frühlingstage endet bei einem Fasse Hannöverschen Bieres auf der Asse diese große Tragiko-Historie jedenfalls behaglicher, als sie angefangen hat.

Das hätte ich Dir aber doch wohl wünschen mögen, die Gesichter der Auguren in den letzten Tagen des April und den ersten des Mai's in den Straßen hier zu sehen. Geredet wurde nichts. Jeder machte nur eine vom Magen abwehrende Handbewegung, warf einen öden Blick auf den seines Putzes entkleideten „Mastenwald" und die Rudera der Siegesgöttinnen und Zuckerhüte in Stroh und Gips, stieß dazu einen Laut hervor, der wie: „Öh!" klang, und schob sich schief an dem besten Freunde vorbei seines Weges weiter wie in die Ecke nach dem Spuckkasten hin."

Der Spruch des Kadi.

Nasreddin-Hodja, der türkische Eulenspiegel, hatte eines Tages einen Streit mit seinem Nachbar, indem jeder einen Weinberg beanspruchte. Sie trugen ihre Sache dem Kadi vor und prozessierten hin und her, worüber ihnen beiden das Geld ausging. — Endlich war aber die Angelegenheit soweit, daß der Kadi zum Urteil kommen mußte. Er bestellte also den Gegner des Hodja zu sich und sprach zu ihm: „Wenn ich dir den Weinberg zuspreche, was wirst du für mich tun? Denn eine Liebe ist der anderen wert, und eine Hand wäscht die andere.“ — „Allah gebe dir ein langes Leben, o Kadi“, erwiderte der Kläger, „siehe, ich bin arm und kann dich nicht nach Verdienst belohnen. Aber es steht geschrieben: Was du den Armen tust, wird dir im Himmel tausendfach vergolten werden.“ — „Es ist gut“, sagte der Kadi, „ich werte tun, was Rechtens ist.“ — Er ließ darauf auch den Hodja vor sich kommen und sagte: „Was versprichst du mir, wenn ich dir den Weinberg gebe?“ — „Brunnen der Gerechtigkeit“, entgegnete Nasreddin, „du sollst einen Lohn empfangen, der deines Spruches würdig ist.“

Da schmunzelte der Kadi, berief den Gerichtshof zusammen, ließ den Kläger und den Hodja vortreten, strich sich den Bart und sprach: „Beim Barte des Propheten, ich habe dieses für Recht erkannt, nachdem ich die alten Schriften eingesehen, die Parteien verhört und Allah um Erleuchtung angerufen habe: Der Kläger hat unrecht, dafür bekommt er fünfundzwanzig Stockhiebe auf die Fußsohlen. Der Hodja hat recht, ihm gehört der Weinberg. Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet.“

Während nun die Beisitzer abtraten und aus dem Hofe schon das Wehgeschrei des Bestraften erschallte, winkte der Kadi dem Hodja und sprach zu ihm: „Höre, o Hodja, dein ist nun der Weinberg; wo aber ist der Lohn, den du mir verheißen hast?“ — „Höre, Kadi,“ entgegnete ihm der Schelm, „Leuchte der Weisheit, was versprach ich dir?“ — „Du verhießest mir einen Lohn, der meines Urteils würdig wäre!“ — „So wirst du nichts empfangen“, sprach der Hodja, „denn dein Urteil ist nichtswürdig!“ Sprach's und ging stolz von dannen. Gust. Halm.

Gefälschte Rezepte.

(Nachdruck verboten.)

Morphiumsucht — Rauschgifthandel. — Giftbörse.

Der Mißbrauch von Rauschgiften, wie Morphium, Opium, Kokain, hatte in den letzten Jahren einen unheimlichen Aufschwung genommen, der die Volksgesundheit auf das schwerste bedrohte. Erst die strengste gesetzliche Verfolgung hat jetzt der Giftseuche etwas Abbruch getan. Aber noch gibt es eine große Anzahl Personen, die entweder aus unnormalen Neigungen oder um sich über einen Krankheitszustand hinwegzutäuschen, dem Gebrauch des Giftes anhängen. Sie suchen sich die verbotenen Stoffe auf die gerissenste Art und Weise zu verschaffen. Ein System, das wohl durchdacht und oft erprobt war, kam dieser Tage in einer norddeutschen Stadt zur Aufdeckung. Ärzte und Apotheker werden eine Lehre daraus ziehen können, und gutmütige Menschen, die Giftsüchtigen gern helfen möchten, werden erkennen, wie leicht sie bei solchem Tun das Gefängnis streifen.

Der Haupttäter des vorliegenden Falles hatte im Felde einen schweren Bauchschuß erhalten; er mußte schwierige Operationen durchmachen und erlitt als Folge oft noch starke Schmerzen. Nach ärztlicher Bekundung erhielt er deshalb öfter Morphium verschrieben. Ein anderer hatte bei einem Sturz mit dem Rade einen Hüftbruch erlitten; der dritte war angeblich im Felde verschüttet. Die beiden letzten verfielen gleichfalls dem Morphinismus. Da sie alle drei ihren früheren Beruf nicht mehr ausüben konnten, handelten sie mit allerlei Gegenständen. In einer Wirtschaft lernten sie sich kennen und beratschlagten, wie es möglich sei, sich Rezepte zu verschaffen. Dann gingen sie ans Werk. Einer der drei Genossen ging zu einem ihm bekannten Arzt und konsultierte ihn. Er wußte, daß dieser sein Telephon nicht im Zimmer, sondern in einer Zelle auf dem Korridor hatte. Während der angeblich Kranke nun beim Arzt war, rief sein Genosse von der Stadt aus den Arzt an. Sprach der Arzt, dann stahl der Übeltäter so viel Rezepte, wie er erhalten konnte. Diese Rezepte nun wurden nach dem Muster eines echten ausgefüllt und mit dem Namen des Arztes versehen. In der Apotheke schöpfte man keinen Verdacht, da der Abholer als Verbraucher von Medizin bekannt war.

Diesen Schwindel beabsichtigte man schließlich weiter, um sich statt des Giftes Biomalz, Schokolade, ja sogar Seife geben zu lassen. Der Provisor, der die Rezepte entgegennahm, ging auf den Tausch bereitwilligst ein, da er Mitleid mit den angeblichen Kranken hatte. Und die Krankenkasse bezahlte treu und brav alles, was ihr vorgelegt wurde. Bis eines Tages dem Apothekenbesitzer selbst die Sache verdächtig vorkam und er die nähere Untersuchung der Rezepte veranlaßte. Dabei kam der Schwindel heraus, und die Übeltäter wurden dem Richter übergeben.

Dieser Fall ist einer von vielen der widerrechtlichen Beschaffung von Rauschgiften. In Hafenstädten kommt es des öfteren vor, daß Seeleute vom Ausland die gefährlichen Stoffe einschmuggeln und an den Mann zu bringen versuchen. In den Kaschemmen entwickelt sich dann die richtige Giftbörse, von der aus die Unterhändler ihr Material beziehen und in den Vorortstraßen oder Vergnügungslokalen weiter „verschärfen“. Allmählich ist die Polizei hinter die Schliche dieser Volksvergifter gekommen und weiß trotz der Verstecke in gefütterten Handschuhen, Tabaksbeuteln, Rocksäumen, doppelten Schuhsohlen, hohlen Spazierstöcken usw. die gefährlichen Rauschmittel zu finden und die Händler unschädlich zu machen.



Bunte Chronik



* **Von den Sonnenkraftmaschinen** wird zur Zeit der heißesten Tage sehr häufig gesprochen. Die Idee, Sonnenkraftmaschinen herzustellen, ist schon sehr alt; doch wir sind auf diesem Gebiete noch sehr wenig vorgeschritten. Archimedes berechnete bekanntlich schon die Wirkung von Brennspiegeln, mit denen er die von der Sonne ausgestrahlte Wärme konzentrierte. Und mit Brenngläsern hantierten bereits die alten Völker, um ihren Feinden „eins aufzubrennen“. Heute benutzt man gern das Brennglas als Zigarettenanzünder. Diese Art, Feuer zu machen, ist gewiß die billigste, die es gibt und hat nur den einen großen Übelstand, daß das Brennglas sofort wirkungslos wird, wenn die Sonne hinter den Wolken verschwindet. Bekannt ist auch, daß Glasflaschen und gebogene Glasscherben, die am Bodenfenster stehen oder liegen, Dachstuhlbrände verursachen können. In der letzten Zeit des Krieges, als Holz und Kohlen sehr rar geworden waren, kamen im Sommer Sonnenschein-Kochapparate in den Handel, mit denen man sich eine Tasse Kaffee oder eine leichte Speise zubereiten konnte. In Kalifornien und in Ägypten waren schon vor längerer Zeit Sonnenkraftmaschinen in Betrieb. Es ist also sehr wohl möglich, die Sonnenwärme als Kraftquelle zu benutzen, und die anzuwendenden Mittel sind bekannt. Jedoch sind diese Sonnenkraftmaschinen gewöhnlich zu teuer und in ihrer Handhabung zu umständlich; denn sie müssen fortwährend nach der Bewegung der Sonne umgestellt werden. Schon dadurch wird die Sache ziemlich kostspielig. Für Länder, die beinahe tagtäglich von sengender Sonnenglut überströmt werden, mögen Sonnenkraftmaschinen rentabel sein, unserer Kraftwirtschaft werden sie jedoch eine Entlastung nicht bringen — oder nicht so bald! Sie stehen in dieser Beziehung noch weit hinter den Windmotoren zurück. Im übrigen versteht es die organische Natur weit besser, die ihr zustrahlende Sonnenwärme sich zum Vorteil auszunutzen. Jeder Baum, jeder Strauch, jedes Hälmchen, jede Blume und jede Frucht, ja unser eigener Körper sind biochemische Sonnenkraftmaschinen, und zwar Maschinen, die ein technisch noch nicht erreichtes Akkumulierungsvermögen besitzen, d. h. die Zeit des Nichtscheinens der Sonne überbrücken, während alle von Menschen bisher ausgenutzten Sonnenkraftmaschinen dann unweigerlich still stehen.

* **Alles elektrisch.** Es ist nicht ratsam, bei jemand einzubrechen, der sein ganzes Haus auf elektrischen Betrieb eingestellt hat. Da war ein Villenbesitzer, der besaß ein elektrisches Klavier, einen Ventilator, eine Bett-Chaiselongue, einen Apparat, der um Hilfe rufen konnte und eingebaute Schreckschüsse. Als nun eines Nachts Einbrecher eindrangen und Licht anmachen wollten, erwischten sie den Hauptschalter und da war der Teufel los. Der Ventilator begann zu surren, das Fallbett drehte sich in rasender Eile, das Klavier spielte einen Charleston, die Schreckschüsse knallten unaufhörlich durch die Luft, während der Signalapparat ohne Pause „Haltet den Dieb“ schrie. Die Einbrecher sollen wie gestochen aus Türen und Fenster gesprungen sein.

* **Gurkengeruch als Parfüm.** Nur wenig bekannt ist es, daß auch die Gurke zur Parfümfabrikation herangezogen wird. Ihr süßlicher und doch frischer Duft eignet sich indes tatsächlich zur Herstellung von Essenzen, mit denen man besonders die bekannte und viel verwendete Gold-Cream parfümiert, wodurch diese ihre erfrischende Wirkung auf die Haut erhalten soll. Die Gurkenparfüm-Essenz wird hergestellt, indem man Alkohol über die in Scheiben geschnittenen Gurken destilliert und dieses Verfahren so lange wiederholt, bis der Alkohol den Duft der Gurken an sich gezogen hat.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.